

Jean-Christophe Ammann
Einige Bemerkungen zum Wohnen

wohn:wandel

Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens

ISBN 3-932736-09-5

Jean-Christophe Ammann

Einige Bemerkungen zum Wohnen

Abschlußvortrag zum Kongreß „wohn:wandel –
Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens“
am 21. und 22. Mai 2001 im Kongreßcenter Mannheim.

Mit freundlicher Unterstützung
der Nassauischen Heimstätte Wohnungs-
und Entwicklungsgesellschaft mbH Frankfurt

Schader-Stiftung
Darmstadt

Jean-Christophe Ammann

Einige Bemerkungen zum Wohnen

Meine betagte Mutter sagte mir kürzlich, daß sie das Haus, in dem wir als Kinder aufgewachsen sind, nie gemocht habe. Ja, sie hätte eine regelrechte Abneigung gegen die Kleinteiligkeit der Räume gehabt. Und während sie, sicherlich mit Recht, über den nicht gerade begabten Architekten schimpfte, erinnerte ich mich, wie wir Kinder am Heiligabend, festlich gekleidet, oben auf der Treppe saßen und auf den hellen Klang des Glöckchens warteten. Und als dieses klingelte, stürmten wir die Stufen herunter und bestaunten im Eßzimmer den bis zur Decke reichenden Christbaum.

Plötzlich, meine Erinnerung unterbrechend, fragte mich meine Mutter, wie ich denn diese etwas langgezogene Kommode fände, in der sich seit meiner Kindheit in der einen Schublade das Besteck und in der anderen Schublade das Tischtuch, die Servietten und Serviettenringe befinden. Meine Schwester, so sagte sie, fände nämlich dieses Möbel ziemlich geschmacklos. Da diese Kommode für mich stets mit einer bestimmten Funktion verbunden war, somit Sinn und Zweck erfüllte, habe ich sie noch nie unter ästhetischen Gesichtspunkten betrachtet.

Dies genau meinte **Reinhard Lettau**, als er in seinem Bändchen *Zur Frage der Himmelsrichtungen* folgende Behauptung aufstellt:

„In Thüringen stehen die Sachen da, wo sie gebraucht werden. Was man nicht sieht, ist nicht da. Was man nicht braucht, gibt es nicht./Die Sachen, in denen wir gut sind, sind Sachen, die man nicht sieht. Daher werden wir unterschätzt. Kommt doch mal einer, so ruft er: «Wo ist denn das Schöne? Ich sehe nichts Schönes!» und geht weg. Heute ist es überall schön! ⁽¹⁾

Mit anderen Worten: Lettau beschreibt einen Gebrauchsgegenstand, dessen Schönheit in seiner Funktion derart aufgeht, daß diese Schönheit gleichsam verschwindet.

Die Erinnerung prägt bewußt oder unbewußt unser Wohnen und den Umgang mit Möbeln. **Joseph Brodsky** schreibt in seinen *Erinnerungen an St. Petersburg*:



„Seltsamerweise paßte das Mobiliar, das wir hatten, zum Äußeren und Inneren des Gebäudes. Es war so übereifrig in seinen Schwüngen und so monumental wie der Stuckfries an der Fassade oder wie die Paneelen und Pilaster, die immer aus den Wänden sprangen, mit Stuckgirlanden irgendwelcher geometrischer Früchte ausgestattet. Fassade wie Innenputz waren in einem hellbraunen Kakao-mit-Milch-Ton gehalten. Unsere beiden riesigen, domartigen Kommoden waren dagegen aus schwarzlackierter Eiche; aber sie gehörten zur selben Epoche, zur Jahrhundertwende wie das Haus selbst. (...) Diese drei Meter hohen, zweistöckigen Kommoden (...) haben fast alles verstaut, was unsere Familie im Laufe ihrer Existenz angehäuft hatte. Die Rolle, die anderswo Keller oder Speicher spielen, übernahmen bei uns die Kommoden. (...) Von heute aus gesehen könnte man den Kommodeninhalt mit unserem kollektiven Unbewußten vergleichen; damals wäre mir dieser Gedanke nie gekommen. All diese Dinge machten einen Teil des Bewußtseins meiner Eltern aus. Zeugnisse ihrer Erinnerung: an Orte, vergangene Zeiten, die mir voraus waren, an ihre gemeinsame, getrennte Vergangenheit und an ihre eigene Jugend und Kindheit, an eine andere Ära, an fast ein anderes Jahrhundert. (...)

Das größte Stück unseres Mobiliars – oder besser das, welches den meisten Platz belagerte – war das Bett meiner Eltern, dem ich, glaube ich, mein Leben verdanke. Es war eine große Doppelbett-Angelegenheit, deren Schnitzerei wiederum einigermaßen zu dem übrigen Mobiliar paßte (...). Dieses Bett war

der ganze Stolz meiner Mutter, weil sie es 1935, bevor sie und mein Vater heirateten, in irgendeinem zweitrangigen Tischlerladen aufgetan und sehr billig erworben hatte, dazu eine passende Frisierkommode mit drei Spiegeln. Der Hauptteil unseres Lebens spielte sich um dieses kurzbeinige Bett herum ab, und die Entscheidungen von äußerster familiärer Tragweite wurden nicht getroffen, wenn wir alle drei um den Tisch versammelt waren, sondern wenn wir auf dieser riesigen Fläche saßen, ich selbst meinen Eltern zu Füßen.

Für russische Verhältnisse war dieses Bett ein reiner Luxus. Oft habe ich gedacht, daß just dieses Bett meinen Vater überzeugt hat, sich zu verheiraten, weil er nichts auf der Welt lieber tat, als darin zu verweilen.“⁽²⁾

Apropos Bett: In den frühen sechziger Jahren als ich in Bern studierte, hatte ich eine Freundin. Die winzige Wohnung in der ich lebte, war möbliert. Immer wenn wir uns liebten, mußte ich den unteren Teil des Bettes herausziehen. Ein defekter Mechanismus machte daraus eine umständliche, zeitraubende Prozedur. Mir war das höchst peinlich. Meine Freundin nahms gelassen. Sie hatte eben eine Schreitherapie hinter sich und entsprechend verstört reagierten die Nachbarn. Ein älterer Oberländer bemerkte einmal, als wir uns im Gang begegneten: „Die jodelt aber ganz schön!“ Jahre später habe ich bei **Hans Joachim Schädlich** eine vergleichbare Passage gelesen:

Der Icherzähler geht mit seinem Freund spazieren. Sie reden über dieses und jenes, auch darüber, daß seine Freundin schreit: „Was soll ich machen? Im Haus sind sie mir schon auf die Bude gerückt, der Hauswart, «Was machen sie denn mit dem Mädchen?», oder sie donnern an meine Tür, und über mir, die klopfen auf'n Fussboden, daß ich denke, mir kommt die Decke aufs Bett ...“⁽³⁾

Die Enge dieser meiner ersten Berner Wohnung hat mich schnell vertrieben.

Als Quedlinburg, wo ich leider nie war – aber die Fotos sprechen für sich –, von der UNESCO zum Weltkulturerbe ernannt wurde, fragte ich mich, wer wohl heute in diesen engen denkmalgeschützten Räumen leben kann, davon ausgehend, daß vor rund 500 Jahren die Menschen die Größe von 1,50 m kaum überschritten haben. Das sieht man ja auch – aus heutiger Sicht – an den wie zu klein geratenen Betten in historischen Museen und Schlössern.

Jeremy Erpenbeck berichtet von dieser Enge:

„Mein Vater ist so groß, daß mir unsere Wohnung, wenn er darin umhergeht, wie eine Puppenstube vorkommt, in der er sich verklemmen könnte. Tritt er durch die Tür in ein Zimmer ein, muß er den Kopf einziehen, damit er sich nicht stößt. Wendet er sich in der Küche nur einmal um, fällt schon irgend etwas, das auslaufen, zersplittern, in Scherben gehen kann, zu Boden und läuft aus (...). Will er sich auf einen der spinnenförmigen Stühle setzen, kann meine Mutter ihn, mit hocherhobenen Händen herbeieilend, gerade noch zum Ohrensessel umlenken, dem einzigen unserer Sitzmöbel, dessen Beine nicht wackeln, dem einzigen, das dem Gewicht eines Mannes standhält. Als ich noch klein war, hat mein Vater Versuche unternommen, die Wohnung in Einklang mit sich zu bringen, hat versucht, Regale anzuschrauben, um das Geschirr zweckmäßig einordnen zu können, wollte die Stuhlbeine befestigen und den Tisch mit einer Plastefolie abdecken, damit man krümeln und verschütten kann. Einige dieser Unternehmungen widersprachen, wie meine Mutter meinte, den Gesetzen der Schönheit, andere zogen aufgrund der körperlichen Kraft, die meinem Vater zu eigen war, statt Verbesserungen Zerstörungen nach sich und wurden deshalb untersagt.“⁽⁴⁾

Vielleicht hätte sich der Vater von **Jeremy Erpenbeck** dem Wunsch von **Yoko Kawada** angeschlossen. Dort heißt es:

„Am liebsten möchte ich keine Möbel im Zimmer haben. Es wäre schön, wenn die Luft eine solche Konsistenz hätte, daß man auf verschiedenen Ebenen der Luft Dinge aufstellen könnte.“⁽⁵⁾

Daß die **Tapete** nicht nur aus Raufaser bestehen muß, bestätigt der Besuch bei **Rita und Helmut Timmering** in Dortmund.⁽⁶⁾ Flächendeckend, von oben bis unten, und von rechts nach links, sind dort Fototapeten zu sehen. Auf die Frage „Wie lange hängt die Tapete schon in ihrem Schlafzimmer?“, antwortet zuerst Helmut:

„Die Gebirgslandschaft haben wir erst seit drei Jahren, davor hatten wir fast 20 Jahre lang einen Herbstwald an der gleichen Stelle, der war auch sehr schön.“

Dann **Rita**:

„Ja, aber irgendwann hatten wir ihn satt und da haben wir neutral tapeziert, so blassrosa, aber das war nix, viel zu trist. Das haben auch unsere Kinder gesagt, die sind ja quasi mit dem Herbstwald aufgewachsen. Als wir dann bald darauf neue

Gardinen gekauft haben, kriegten wir von dem Deko-Geschäft so einen Gutschein. Da haben wir nur kurz überlegt und wußten gleich: Den lösen wir gegen eine neue Fototapete ein.“

Zweite Frage: „War es schwierig, sich auf ein Motiv zu einigen?“

Hier die Antwort von Rita:

„Die Auswahl war ja gar nicht so groß. Da gab es noch eine Skyline von New York, aber das war mir zu kühl fürs Schlafzimmer. Ganz kurz haben wir noch über ein Strandmotiv nachgedacht. Aber mit dem Spiegelschrank und den rustikalen Lampen paßt das nicht richtig. Dann hätten wir im Bett gelegen, vor uns Meer, hinter uns Meer – irgendwie verloren käme man sich da vor. Mit den Bergen ist es heimeliger. Wir wollten halt lieber im Wald und am See schlafen und uns lieben.“

Dritte Frage: „Wäre dieser See nicht das ideale Urlaubsziel für sie beide?“

Helmut: „Schon, wir fahren gerne in die Berge, genauso gerne an die Nordsee – in Amerika und Indien waren wir aber auch schon. Das blöde ist nur, wir wissen bis heute nicht, welcher See das ist in unserem Schlafzimmer. Wo wir die Tapete gekauft haben, konnte man uns das nicht sagen.“

Rita: „Ich meine ja, das könnte beim Kaisergebirge in Österreich sein, da waren wir schon mal vor vielen Jahren.“

Helmut: „Nein, das ist es aber nicht. Ich hab es doch mit den Urlaubsfotos von damals verglichen. Sehen Sie, wir rätseln immer noch. (...)“

Und wie steht es mit der Hygiene? Die indisch-amerikanische Schriftstellerin **Ihumpa Lahiri** erinnert sich:

„Der Streit zwischen Mr. und Mrs. Dalal war noch mehr oder weniger im Gange, als früh am nächsten Morgen ein Trupp barfußiger Handwerker kam, um die Waschbecken zu installieren. Nach einer Nacht des Hin-und-her-Wälzens und Auf-und-ab-Gehens hatte Mr. Dalal beschlossen, eines der Becken im Wohnzimmer anbringen zu lassen, das andere auf dem ersten Treppenabsatz. «So kann es jeder benutzen», erklärte er an allen Türen. Die Bewohner waren entzückt; jahrelang hatten sie sich die Zähne mit Wasser aus dem Tank geputzt, das sie in Becher füllten.

Bei sich dachte Mr. Dalal unterdessen: Ein Waschbecken im Treppenhaus macht auf Besucher Eindruck. Man wußte schließlich nicht, wer alles kommen würde, jetzt da er Geschäftsführer war.

Die Handwerker mühten sich mehrere Stunden ab. Treppauf, treppab liefen sie und verzehrten, an den Geländerpfosten kauend, ihr mitgebrachtes Essen. Sie hämmerten und brüllten, fluchten und spuckten aus. Mit dem Turbanende wischten sie sich den Schweiß ab. (...) Mr. Dalal führte vor, wie das Waschbecken funktionierte. Er drehte jeden Hahn einzeln ganz auf und ganz zu. Dann drehte er beide Hähne gleichzeitig auf, um die Unterschiede des Wasserdrucks zu demonstrieren. Zog man einen kleinen Hebel zwischen den Hähnen hoch, lief das Becken auf Wunsch voll.

«Ein Höhepunkt an Stil und Komfort», schloß Mr. Dalal. «Ein deutliches Zeichen sich ändernder Zeiten», soll Mr. Chatterjee von seinem Balkon aus zugestimmt haben. Unter den Frauen aber machte sich bald Unmut breit. Während sie morgens Schlange standen, um sich die Zähne zu putzen, ärgerten sie sich darüber, daß sie warten mußten, bis sie an die Reihe kamen, daß sie die Hähne nach jedem Gebrauch sauber wischen mußten und Zahnpasta und Seife nicht auf dem schmalen Rand liegen lassen konnten. Die Dalals hatten ihr eigenes Becken, warum sollten sich alle anderen ein einziges teilen?

«Als ob wir uns nicht unser eigenes Waschbecken kaufen könnten!», platzte eines Morgens schließlich eine von ihnen heraus.»⁽⁷⁾

Und meine Damen und Herren, was ist ein Sitzklo? Wie erkenne ich es? Sie erinnern sich an die Behauptung von Reinhard Lettau, der gesagt hat: „Was man nicht sieht, ist nicht da.“ Vielleicht wollte er ja nur Goethe paraphrasieren, der bekanntlich gesagt hat, daß man nur sieht, was man erkennt.

Anfang der achtziger Jahre mußte ich in Basel ein öffentliches Klo benutzen. Erstaunt stellte ich fest, daß über der Schüssel zwei Schilder angebracht waren. Das eine besagte, wie man das Klo nicht benutzen soll, nämlich sich mit den Schuhen auf die Klobrille kauern. Entsprechend war dieses Bild durch ein rotes Diagonalkreuz gekennzeichnet. Das andere Schild zeigte, daß man sich ruhig und gelassen auf die Klobrille setzen soll.

Man stelle sich vor, was im Kopf eines Menschen vorgeht, der den hierzulande gängigen Toilettentyp nicht kennt, hier aber einem natürlichen Bedürfnis nachkommen muß. Wahrscheinlich wird er dieses als tägliche Bestrafung empfinden, in der Meinung, wir selbst würden uns, „zivilisiert“ wie wir nun einmal sind, dergestalt bestrafen. Und wahrscheinlich wurden diese Schilder auch nur deshalb angebracht, weil mal einer, der auf der Klobrille kauerte, ins Klo ausgerutscht ist und sich ein Bein gebrochen hat.

Wie eine Wohnung aussehen soll, das können wir wunderbar in den weiträumigen Möbelhäusern lernen. Häufig sind diese an der Peripherie unserer Städte angesiedelt. Immer geht es, bei aller Verschiedenheit der Stile und Geschmacksrichtungen in der Einrichtung um Ordnung. Stärker noch: um ein Ritual von Ordnung, um ein verinnerlichtes Ritual von Ordnung. Reinhard Lettau erzählt in *Flucht vor Gästen* eine schöne Geschichte:

„Dawn, die die Sonnenblende heruntergeklappt hat und im Spiegel eine Nadel im Haar befestigt, erzählt, wie der Hund aufs Sofa sprang, das nicht mehr da war, so gewöhnt war er ans Sofa, (...) Sie hatte das Sofa von der hinteren, offenen Veranda, von der aus der Hund den Garten beherrschte, in seiner Abwesenheit entfernen lassen. Als er nach Hause kam, oder: wie sie ihn jetzt nach Haus kommen ließ, sprang er ins Leere (...)“ ⁽⁸⁾

Vor einiger Zeit war ich bei einem Unternehmer eingeladen. Er besitzt ein großes, schönes Haus. Ich wurde in das weiträumige Wohnzimmer geführt und erschrak, denn alle Möbel standen ziemlich wirr herum. Mit anderen Worten: Ich konnte die Ordnung nicht erkennen. Vielleicht, so sagte ich mir, ist die Familie eben eingetroffen oder am renovieren. Wenig später kam der Hausherr herein, und ich befragte ihn nach Sinn und Zweck der Anordnung. „Wissen Sie“, sagte er, „ich habe alle Räume auspendeln lassen. Keines der Möbelstücke hier im Haus steht auf einer Wasserader.“ Das leuchtete mir sofort ein, denn vor meinen Augen entfaltete sich ein vielverzweigtes Mündungsgebiet und zwischen den vielen Flußläufen konnte ich nun die sinnvolle Positionierung der Möbel erkennen.

Aber was passiert, wenn alte Menschen mit ihrem Hausrat in sogenannte moderne Wohnungen ziehen? In einer postmodernen Siedlung in der Nähe von Kassel haben sie ihre schweren Schränke in die gläsernen Erker gestellt, so daß man von der Straße aus die rohe Rückseite dieser Schränke bewundern kann, natürlich zum Entsetzen der Architekten, die sich Schaukelstühle und Topfpflanzen in diesen exponierten Nischen vorgestellt hatten.

Türen interessieren mich brennend: Von all den vielen Geheimtüren in den Grimmschen Märchen bis zu jenen, die sich auf Knopfdruck öffnen, so daß sich eine ganze Bibliothekswand geräuschlos vor unseren Augen verschiebt. Aber die schönste Tür ist jene, mit der man gleichzeitig das eine Zimmer öffnen und das andere schliessen kann. Sie müssen sich, meine Damen und Herren, eine Überecksituation vorstellen. Im Winkel von 90 Grad sind die Türangeln befestigt. Mit der gleichen Tür kann ich das eine Zimmer öffnen und das andere Zimmer schliessen. Auf meinen vielen Reisen als Student der Kunstgeschichte konnte mich eine erfinderische Türangelkonstruktion in Verzücken versetzen, dann wenn die Schrägen des Gemäuers und des Bodens eine gängige Konstruktion nicht ermöglichten.

Und wer hat nicht, vielleicht von den Großeltern über die Eltern, einen großen, würdigen Spiegel vererbt bekommen? Er ist schon ein bißchen blind, hängt möglicherweise im Entrée, begrüßt täglich Eltern und Kinder und natürlich auch die Gäste. Der alexandrinische Dichter Konstantin Kafavis (1863-1933) berichtet von einem solchen Spiegel.

DER SPIEGEL IM VORRAUM

Im Vorraum des prächtigen Hauses befand sich ein riesiger Spiegel, sehr alt; vor achtzig Jahren wenigstens erworben.

Ein wunderschöner Knabe, der Gehilfe eines Schneiders (sonntags trieb er zum Vergnügen Sport), stand mit einem Bündel da. Er übergab es irgendeinem vom Gesinde, und der trug's hinein, die Quittung zu besorgen. Der Gehilfe blieb allein und wartete. Er trat nah zum Spiegel, sah sich an, und er richtete seine Krawatte. Fünf Minuten später bracht' man ihm die Quittung. Und er nahm sie und ging fort.

Der alte Spiegel aber, welcher noch und noch in den vielen Jahren seines Daseins tausend Dinge und Gestalten sah, der alte Spiegel aber freute sich, und er war stolz, daß er für einige Minuten die makellose Schönheit in sich aufgenommen hatte. ⁽⁹⁾

Und was ist ein **Balkon**? **Antonio Machado** (1875-1939) sieht ihn in seinem Gedicht *Platz* wie folgt:

*„Der Platz hat einen Turm,
der Turm hat einen Balkon,
der Balkon hat eine Dame,
die Dame eine Blume aus Weiß.
Ein Herr ist vorbeigegangen
– warum nur ging er vorbei? –
und hat den Platz mitgenommen
mit seinem Turm und seinem Balkon,
mit seinem Balkon und seiner Dame,
seiner Dame und ihrer Blume aus Weiß.“* ⁽¹⁰⁾

Zwei Anmerkungen zur Proportion und zu einem ausgefallenen Möbel:

1. **Le Corbusier** hat viel über den Goldenen Schnitt nachgedacht. ⁽¹¹⁾ Man kann zwar heute die minimale Höhe eines Wohnraumes auf 3m festlegen, wie dies Martin Wentz als Planungsdezernent der Stadt Frankfurt getan hat, aber diese Raumhöhe muß jeweils auf die Raumgröße neu definiert werden. Solches findet nicht statt. Es ist schlicht erschreckend, mit welcher Leichtigkeit wir uns über die Außen- und Innenproportionen hinwegsetzen. **Proportionen gehören zur wahrnehmungspsychologischen Hygiene!** Über den Bequemheitsgrad von Le Corbusiers Stühlen möchte ich keine Worte verlieren.

2. Mit dem Künstler **Max Mohr** habe ich einmal an einem langen Abend ein umfangreiches Buch über die Geschichte der Erotik angeschaut. ⁽¹²⁾ Nicht die intimen Szenen haben uns interessiert, sondern die Örtlichkeiten bzw. Unterlagen, auf denen sich diese Szenen abspielen. Die Armut dieser Unterlagen hat uns nachdenklich gestimmt. Die vielen gymnastischen Verrenkungen in den Abbildungen ergeben sich nicht zuletzt aus der Beschränktheit der rudimentären – nennen wir es mal „möbelspezifischen“ – Möglichkeiten. Max Mohr und ich haben lange darüber sinniert. Er schuf in der Folge ein Möbel für unsere Sammlung im Frankfurter Museum für Moderne Kunst, das subtil und ironisch eine „polyglotte“ Verwendung verführerisch andeutete, aber letztlich die Erkenntnis des Nichteinlöslichen bewußt vor Augen führt. Ich erwähne dies deshalb, weil der Kunst- und Sozialhistoriker **Bernard Teyssèdre**, Professor an der Sorbonne, mir vor vielen Jahren erzählte, daß eine angesehene Dame am Hof von Ludwig XV. nie ohne ihre Chaiselongue gereist sei. Diese Chaiselongue muß eine

exquisite Konstruktion gewesen sein, die den verschiedenen Bedürfnissen angepaßt werden konnte. Sie diente der Ruhe, dem Empfang hoher Gäste oder auch ihren zahlreichen Liebhabern.

Von den **Bildern** an den Wänden habe ich nichts gesagt, außer von den Fototapeten. Es gibt Besessene wie der Architekt **Philip Johnson**, der sich für die Megaformate von Jackson Pollock und Barnett Newman ein Haus bauen ließ.

Umgekehrt hat der noch berühmtere Architekt **Frank Lloyd Wright**, der Erbauer von *Falling Water* (1936), einem wunderschönen, allerdings etwas kleinteilig geratenen Haus mitten in der Natur von Pennsylvania, dem Besitzer Edgar Kaufmann die Bilder von den Wänden gehängt, weil er meinte, daß diese seine Architektur beeinträchtigen würden. „You are spoiling my architecture“, sagte er. Und diese Bilder stammten von Picasso, Miró, Klee, Chagall...

Es gab einmal virulente Fragen, zum Beispiel: „Sage mir wie Du wohnst, und ich sage Dir wer Du bist.“ Oder: „Sage mir was Du sammelst, und ich sage Dir wer Du bist.“ Es gibt heute Menschen, die von Hotel zu Hotel, von einer Mietwohnung zur anderen ziehen, und das, was sie sammeln, entspricht einer Kapitalanlage oder einem Nachempfinden von Zeitgeist.

Wenn sie mich fragen: Irgendwann, irgendwo muß der Mensch zur Ruhe kommen. Und dort, wo er zur Ruhe kommt, dort beginnt für mich das Abenteuer: Jenes des Menschseins! Hierzu zwei Zitate. Das eine stammt aus dem wunderbaren Buch *Die Unwissenheit* von **Milan Kundera**. Er schreibt:

„Die Sonne sinkt dem Horizont entgegen, er ist im Auto unterwegs nach Prag, die Landschaft rings um ihn flieht, die Landschaft seines kleinen Landes, für das die Menschen zu sterben bereit waren, und er weiß, daß es etwas noch Kleineres gibt, das noch mehr seine mitfühlende Liebe erfordert: er sieht zwei sich gegenüberstehende Sessel, die Lampe und die Topfpflanze auf dem Fensterbrett und die schlanke Tanne, die seine Frau vor dem Haus gepflanzt hat, eine Tanne gleich einem Arm, den sie hebt, um ihm von Weitem ihr Zuhause zu zeigen.“ ⁽¹³⁾

Das andere Zitat ist ein Gedicht von **Miguel Hernández** (1910–1942) mit dem Titel *Laßt mir diese Hoffnung*. Es bezieht sich auf die Zerstörung im spanischen Bürgerkrieg, in welchem der Dichter für die Sache der freiheitlichen Republikaner gekämpft hatte.

Aus der heutigen Perspektive könnte es sich auf die sinnlosen Zerstörungen in lokal begrenzten Kriegen beziehen, in denen Menschen Hab und Gut verlieren und zu Flüchtlingen werden. Und so lautet das Gedicht:

*„Es hat Farbe, es ist nicht leer,
es hat Farbe, mein Haus,
die Farbe der Leidenschaften
und des großen Unglücks.*

*Mein Haus kommt zurück aus dem Weinen,
in das sie es verbannten.
mit seinem verlassenen Tisch,
mit seinem verfallenden Bett.*

*Die Münder werden wieder
auf den Kissen blühen,
und um die Leiber wird
zur Nacht das Leintuch seine
starke Schlingpflanze duftend
wieder wachsen lassen.*

*Der Haß wird abgehalten, wenn
wieder Fenster da sind.*

Die Kralle lockert sich.

Laßt mir die Hoffnung.“⁽¹⁴⁾

Diese Hoffnung sollte ihm nicht wiederfahren, denn er stirbt mit 32 Jahren im Gefängnis.

Reinhard Lettau – und damit schließt sich der Kreis – hat von Dingen gesprochen, die nicht «da» sind, weil sie gebraucht werden. Er meinte Werkzeuge und Haushaltsgeräte. Herta Müller spricht von Werkzeugen aus der Perspektive ihrer Mutter:

„Immer waren mir die Gegenstände wichtig. Ihr Aussehen gehörte zum Bild der Menschen, die sie besaßen, wie die Menschen selbst. Sie gehören immer zu dem, was und wie ein Mensch war, untrennbar dazu. Sie sind der äußerste von der Haut weggehobene Teil der Personen. Und wenn sie länger als ihre Besitzer leben, wandert die ganze abwesende Person in die dagebliebenen Gegenstände. Als mein Vater tot war, überreichte mir das Krankenhaus seine Zahnprothese und seine Brille. Zu Hause in einer Küchenschublade zwischen dem Besteck lagen seine kleinsten Schraubenzieher. Solange er lebte, sagte meine Mutter, Werkzeug gehört dort nicht hin, er solle es wegräumen. Als er tot war, blieb es noch Jahre dort liegen. Da war der Anblick der Schraubenzieher meiner Mutter recht, wenn ihr Besitzer schon nicht mehr am Tisch saß, sollte wenigstens sein Werkzeug beim Besteck sein. Es kam eine Scheu in ihre Hände, großzügige Ausnahmen unterwanderten ihren Ordnungssinn. Jetzt dürfte er, dachte ich mir, statt mit Messer und Gabel mit seinen Schraubenziehern essen, wenn er an diesen Tisch zurückkehren könnte.“⁽¹⁵⁾

Wenn ich an **Wohnen** denke, denke ich an Substantive, Adjektive und Verben wie: Bewohnen, gewöhnen, Gewohnheit, entwöhnen, verwöhnen, «verwohnt», Angewohnheit, angewöhnen, wohnlich... Also, alles Worte, die uns prozeßhaft in die Dauer einbinden. Die Wohnung ist eine Hülle, das Wohnen schon das halbe Leben.

Der Autor

Prof. Dr. Jean-Christophe Ammann, geb. 1939, 1968–1977 Direktor des Kunstmuseums Luzern, 1978–1988 Direktor der Kunsthalle Basel, seit 1987 Direktor des Museums für Moderne Kunst, Frankfurt am Main.

Anmerkungen

1. Reinhard Lettau, Zur Frage der Himmelsrichtungen, München 1988, S. 3.
2. Joseph Brodsky, Erinnerungen an St. Petersburg, München 1987, S. 63-65 und S. 82.
3. Hans Joachim Schädlich, Komm mein Geliebter, gehen wir aufs Land und nächtigen in den Dörfern (1971), in: Versuchte Nähe, Hamburg 1977, S. 53.
4. Jenny Erpenbeck, a ist gleich v durch +, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. März 2001, Nr. 67.
5. Yoko Kawada, Opium für Ovid: ein Kopfkissenbuch von 22 Frauen, Tübingen 2000, S. 53.
6. Verena Specks und Thomas Wrede, Zimmer mit Aussicht, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Magazin-Reisen, 3. März 2001.
7. Ihumpa Lahiri, Melancholie der Ankunft, München 2000/3, (1999), S. 104-105.
8. Reinhard Lettau, Flucht vor Gästen, München 1994, S. 14.
9. Konstantin Kafavis, Sämtliche Gedichte, Köln 1983, S. 182.
10. In: Rose aus Asche - Spanische und spanisch - amerikanische Gedichte 1900-1950, hrsg. von Erwin Walter Palm, Frankfurt/M. 1981, S. 17.
11. Der Goldene Schnitt besteht in der Teilung einer Strecke, so daß die ganze Strecke (a) sich zum größeren Teil (b) wie der größere Teil (b) zum kleineren (a-b) verhält. Näherungswert: 13:8. Zieht man a-b von b ab, so wird auch b stetig geteilt.
12. Ein Möbel von Max Mohr genannt „aufmöbeln“ (1995) in: J.-Ch. Ammann, Annäherung - Die Notwendigkeit von Kunst, Regensburg 1996, S. 222-224.
13. Milan Kundera, Die Unwissenheit, München 2001, S. 231-232.
14. In: Rose aus Asche, a.a.O., S. 61.
15. Herta Müller, Samtpfoten und Ohrfeigen. Das Denken spricht doch mit sich selber völlig anders. In: Neue Zürcher Zeitung, 21./22. April 2001, Nr. 92.

Ausgewählte Veröffentlichungen der Schader-Stiftung zum Thema »Wohnen«

Schader-Stiftung (Hrsg.):

Wohnwandel: Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens
Kongreß der Schader-Stiftung am 21. und 22. Mai 2001 in Mannheim. Darmstadt 2001.
ca. 350 Seiten, zahlr. Abb., geb., ISBN 3-932736-07-9 (Schutzgebühr 68 DM)

Schader-Stiftung (Hrsg.):

Politische Steuerung der Stadtentwicklung: Das Programm "Die soziale Stadt" in der Diskussion

Dokumentation des Schader-Kolloquiums am 15./16. Juni 2000 in Darmstadt.
Darmstadt 2001. 120 Seiten, brosch. ISBN 3-932736-06-0 (Schutzgebühr 25 DM)

Dt. Volksheimstättenwerk e.V., u.a. (Hrsg.):

Preis Soziale Stadt 2000: Dokumentation des Wettbewerbs

Preisträger, Anerkennungen, Projekte der engeren Wahl, Teilnehmer. Berlin 2001
52 Seiten, brosch. (kostenfrei)

Klaus M. Schmals, Stephan Kemper:

Steuerungsinstrumente der sozialintegrativen Stadtentwicklung

Expertise zum Schader-Kolloquium »Die soziale Stadt«. Darmstadt 2000
159 Seiten, Ringh. (Schutzgebühr 15 DM)

Schader-Stiftung (Hrsg.):

Modelle für das Wohnen im Alter

Analysen und Empfehlungen für die Nordweststadt Frankfurt/M. Darmstadt 2000
35 Seiten, brosch. (kostenfrei)

Schader-Stiftung (Hrsg.):

Wohnraumbeschaffung durch Kooperation - eine Option für eine neue Wohnungspolitik?

Symposium am 10. Juni 1999 in Bonn - Bad Godesberg. Darmstadt 2000
96 Seiten, zahlreiche Grafiken und Abb., brosch. (kostenfrei)

Schader-Stiftung (Hrsg.):

Wohnwünsche und Wohnbedürfnisse älterer Menschen in der Nordweststadt

Ergebnisbericht der qualitativen Untersuchung. Darmstadt 1999
46 Seiten, Ringh. (kostenfrei)

Rolf G. Heinze, Volker Eichener, Gerhard Naegele, Matthias Bucksteg, Martin Schauerte:

Neue Wohnung auch im Alter

Folgerungen aus dem demographischen Wandel für Wohnungspolitik und Wohnungswirtschaft.

Darmstadt 1997. 188 Seiten, zahlreiche Grafiken und Tabellen, geb.
ISBN 3-932736-00-1 (Schutzgebühr 45 DM)

Bezugsadresse:

Schader-Stiftung

Karlstr. 85 · 64285 Darmstadt

Telefon 06151-17 59 0 · Fax 06151-17 59 25

E-Mail: kontakt@schader-stiftung.de

Schader-Stiftung

Die Schader-Stiftung ist eine gemeinnützige Stiftung mit Sitz in Darmstadt. Sie finanziert ihre Fördertätigkeit aus den Erträgen des von Alois M. Schader gestifteten Privatvermögens.

Der Zweck der Schader-Stiftung ist die Förderung der Gesellschaftswissenschaften. Mit ihrer Arbeit will die Stiftung Kommunikation und Kooperation zwischen Gesellschaftswissenschaften und Praxis sowie die Praxisorientierung der Gesellschaftswissenschaften fördern. Die operativ arbeitende Schader-Stiftung führt ihre Projekte bevorzugt gemeinsam mit Kooperationspartnern durch.

Förderschwerpunkt der Stiftungsarbeit ist das Thema „Wohnen“. Darüber hinaus fördert die Stiftung im Bereich „Dialog und Wissenskommunikation“ Projekte zu wechselnden Themen, um einen produktiven Austausch von gesellschaftswissenschaftlichem Reflexionswissen und handlungsbezogenem Praxiswissen herbeizuführen. Die Stiftung verleiht jährlich den Schaderpreis, mit dem Gesellschaftswissenschaftler ausgezeichnet werden, die aufgrund ihrer wegweisenden wissenschaftlichen Arbeit und durch ihr vorbildliches Engagement im Dialog mit der Praxis einen Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Aufgaben geleistet haben.

Kontaktanschrift:

Schader-Stiftung

Karlstr. 85 · 64285 Darmstadt

Telefon 06151-17 59 0 · Fax 06151-17 59 25

E-Mail: kontakt@schader-stiftung.de

www.schader-stiftung.de